

# Zweihundertjahrfeier

des Geburtstages von

**Dr. med. Johann Christian Senckenberg.**

## Fest-Ordnung:

### Hornquartett.

**Festrede** des Vorsitzenden der **Stiftungsadministration**, Wirkl. Geheimraths Professor Dr. M. Schmidt-Metzler.

### Ansprachen

- des Oberpräsidenten Freiherrn von Windheim,  
der Dekane der **juristischen und medizinischen Facultät der Universität Giessen**, Prof. Dr. van Calker und Prof. Dr. Frank als Vertreter der Familie Senckenberg,  
des Oberbürgermeister Dr. med. Adickes,  
des Vertreters des **Comités der Bürgerschaft für eine Senckenberggabe**, Sanitätsrath Dr. E. Roediger,  
des Directors **der Dr. Senckenbergischen Anatomie**, Professor Dr. Albrecht,  
des Directors des **Neurologischen Instituts**, Professor Dr. Edinger,  
des ersten Directors der **Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft**, Dr. med. A. Knoblauch,  
des Vorsitzenden des **Physikalischen Vereins**, Professor E. Hartmann,  
des Vorsitzenden des **Vereins für Geographie und Statistik**, Geheimen Justizrath Dr. A. von Harnier,  
des Vorsitzenden des **Aerztlichen Vereins**, Professor Dr. A. Sippel,  
des Vorsitzenden des **Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins**, Section Frankfurt a. M., Professor Th. Petersen,  
des stellvertretenden Vorsitzenden des **Frankfurter Kunstvereins**, Dr. jur. P. Roediger.

Eventuelle weitere Ansprachen.

**Schlusswort** des Vorsitzenden.

für Administration  
my Ludwig

# General-Anzeiger

Frankfurt a. M.

Blatt 2

Nr. 48

Dienstag, 26. Februar

1907

## Abonnements - Bestellungen

auf den

„General-Anzeiger der Stadt Frankfurt a. M.“

werden von unserer Haupt-Expedition, sowie von unseren hiesigen und auswärtigen Filialen für Monat März zum Preise von 50 Pfg. (ohne Trägerlohn) jetzt schon entgegengenommen. Ebenso sind sämtliche Postanstalten und Briefträger verpflichtet, Bestellungen zum Preise von 80 Pfg. für Monat März heute schon anzunehmen. In der Postzeitungsliste ist der Frankfurter General-Anzeiger unter F und unter G eingetragen.)

Neu eintretende Abonnenten erhalten auf Wunsch den „Frankfurter General-Anzeiger“ bis Ende Februar gratis, ebenso den bis jetzt erschienenen Teil des Romans „Das Erbe des Rajah“ kostenlos nachgeliefert.

Probennummern kostenfrei.

## Joh. Christian Sendenbergs

Eine Erinnerung zu seinem 200. Geburtstag  
(28. Februar 1907).

Von Dr. Georg Avellis-Frankfurt a. M.

„Geld macht nicht glücklich, aber es beruhigt,“ hat einmal der alte Baron Rothschild gesagt. Gewiß, es macht frei von kleinen Sorgen und läßt die Möglichkeit zu, sich nicht bloß mit den Dingen des nächsten Werktagess und des täglichen Brotes zu beschäftigen. Geld kann aber viel mehr leisten, wenn es in die Hände eines Mannes gelangt, der seinen idealen Wert, seine Kraft, seine geistigen Arbeiten eine Werkstatt, ein geschicktes Heim und Werkzeuge zur Arbeit zu verschaffen.

Man denke zwei Männer aus der Vergangenheit Frankfurts gestrichen: Städel und Sendenberg; was wäre das heutige Frankfurt ohne deren segensreiche Stiftungen! Eine große Stadt mit reichen Leuten, Fabriken, Arbeitern und sehr schönen Ueberbleibseln mittelalterlicher und späterer Baukunst, mit Börse, Oper und Mainfährt, aber ohne einen Anspruch, im Friedenskonzert der geistigen und künstlerischen Welt eine gewichtige Stimme führen zu dürfen.

Reiche Leute gab es und gibt es noch viele in Frankfurt, aber keinen weiteren bis jetzt, der seine Vaterstadt so geliebt hat wie diese beide: Städel und Sendenberg, die ihre göttliche Bestimmung und ihre Lebensaufgabe darin gesehen haben, dem derben, vorerst auf Erwerb und Genuß gerichteten Gesichte der alten Handelsstadt einen edleren geistigen Ausdruck zu geben, indem sie der Malkunst und der Naturwissenschaft für ihre und alle künftigen Zeiten eine Schaustätte für das Volk und eine Arbeitsstätte für die Gelehrten und Künstler erschaffen haben.

In diesen Tagen, am 28. Februar, können wir den 200. Geburtstag Joh. Christian Sendenbergs feiern. Es wird keine große, geräuschvolle Volksfeier werden, keine Sängereinstimmung und keine girlandenstolze Straßendeklamation. Der Ort der Wissenschaft, wo die Bücherreihen die vornehmste Gesellschaft bilden, wird der Schauplatz der Feier sein. Aus diesem Gedanken heraus hat die Verwaltung der Stiftung Sendenbergs beschlossen, die neue Bibliothek an der Viktoria-Allee an dem 28. Februar einzuweihen, dieselbe Bücherei, deren Grundstock Sendenbergs eigene Büchersammlung bildet. In den neuerbauten stillen Hallen dieser an über 100.000 Bänden reichen naturwissenschaftlichen Bibliothek, die von jetzt ab frei zu jedermanns Verfügung stehen wird und von deren Wänden die Porträts aller Frankfurter Ärzte: der Physici Primarii und neuer bedeutender Doktoren herabsehen, wird man sich des 28. Februar erinnern, der der Stadt einen Sohn gebar, zu dem

sich in zwei Jahrhunderten nur ein Ebebürtiger im Sinne des Wohlthäters Frankfurts hinzugesellt hat.

Es ist gewiß interessant, an diesem Tage des Rückblicks sich nicht bloß des äußeren Lebensgangs des Mannes zu erinnern, der seinen Willen durch die Jahrhunderte hindurch im städtischen Bilde lebendig und wirksam erhalten hat, sondern auch in die Tiefe zu steigen und nachzufühlen, wie ihn sich eine unerklärliche Vorziehung durch schwere Prüfung und persönliche Schicksal zurechtgefunden hat, damit in ihm der Gedanke geboren ward, der Vaterstadt eine naturwissenschaftlich-medizinische Akademie zu verschaffen.

Die Sendenbergs sind keine alte Frankfurter Familie. Sein Großvater stammt aus Troppau und war später in Friedberg in Hessen Apotheker; sein Vater war Arzt und Primarius der Stadt Frankfurt, d. h. also ein hervorragendes Mitglied des ärztlichen Kollegiums der Stadt. Er wohnte in der Hasengasse, nahe der Zeil. Die Gasse selbst führt ihren Namen von den Hausnamen: Zu den Hasen. Es gab mehrere Häuser „Zu den Hasen“, der Doktor Johann Hartmann Sendenberg, der Vater des Stifters, kaufte „die hintere Behausung zum Hasen“ für 3100 Gulden. Bei dem großen Brande am 26. Juni 1719 war dieses Haus das letzte, welches auf dieser Seite der Hasengasse abbrannte. Es wurde vom Besitzer unter großen Opfern wieder aufgebaut, das alte Gitterwerk, über der gewölbten Haustüre, das zwei gegen einander springende Hasen zierte, kam nicht mehr zur Verwendung; in der Wetterfahne des Hauses Nr. 3 sind aber noch heute die Buchstaben J. H. S. und die Jahreszahl 1721 zu lesen. Dieser Hausbrand war von großer Bedeutung für die ganze Familie, er zerstörte die Wohlhabenheit des alten Doktors und zwang ihn später, bei der Stadt um ein Stipendium für seinen Sohn Joh. Christian zum Zwecke des medizinischen Studiums nachzusuchen unter Berufung auf seine 23jährigen Dienste als Stadtarzt. Er bekam wohl das Dr. Seiffart'sche Stipendium, doch war er nicht imstande, davon Gebrauch zu machen, da er die fehlende Zubehöre fürs Studium nicht bezuzusteuern vermochte. So erkennen wir also, wie früh schon Geldknappheit und Engherzigkeit der Verhältnisse Sendenbergs Leben beeinflussen mußte. Sechs Jahre mußte Sendenberg nach Ablegung seiner Reifeprüfung auf die Möglichkeit, zur Univerſität zu gehen, warten; in Frankfurt war keine Gelegenheit, sich ärztlich oder naturwissenschaftlich auszubilden, er privatisierte gezwungenermaßen. Liegt da nicht der erste Anstoß verborgen, der später in der Gründung einer Frankfurter medizinischen Lehrstätte zum Ausdruck gebracht werden sollte? Er verbrachte ein Jahr bei Dr. Reich in Laubach, dann assistierte er seinem Vater in der Praxis und trieb Anatomie und Chirurgie bei den Stadtphysici Buttner und Gram und, schon 30 Jahre alt, gelang es ihm endlich, die Universität Halle zu besuchen. Auch dort blieben die Mittel zu weiterem Studium aus, so daß er nach 1½ Jahren schon heimkehren mußte. Erst viel später erwarb er sich in der neugegründeten Univerſität Göttingen den akademischen Doktorgrad. Freilich hörte er nie auf, das Studium auf eigene Faust fortzusetzen und ging, ungeleitet durch die zünftigen Lehrer, seine eigenen Wege.

Er wurde ein gesuchter und tüchtiger Arzt, nicht bloß bei den Vornehmen, wie Goethe irrtümlich berichtet. Seine besonderen Kuren bestanden hauptsächlich in Diätverordnungen und Wassertrinken. Er war ein Anhänger jeder Mäßigkeit und ein Spötter der Ärzte, die mit einem Rezept die Sünden eines fehlerhaften Lebens ausgleichen wollten.

Sendenberg war ein Pedant und ein Sonderling, das erste von Natur zum letzten vom Schicksal erproben. Seine Mutter war eine ungewöhnlich misstrauende Frau, eine Hysterika, die dem Vater das Leben verbitterte, schimpfte und tobte wie ein Fuhrmannsweib, den Schimpfen zum Angehörigen gegen den Vater selbst einen Stock in die Hand gab, mit dem der kleine Sendenberg seinem Vater aus Versehen ein Auge ausstieß. Der Vater war keine Kampfnatur und kannte Schafsheeres „Der Widerpenstigen Zähmung“ noch nicht, sonst hätte er die rohe Wut durch Uebertrumpfen zu heilen versucht. Es muß im elterlichen Hause stets Krieg und Lärm geherrscht haben, preist doch Sendenberg seinen ältesten Bruder glücklich, weil er schon im zweiten Lebensjahr zum Großvater nach Gießen kam und so der häuslichen Hölle entging. Auch unser Sendenberg war

keine Kampfnatur, die sich aufbäumt und um sich schlägt oder am neuen Ort nur auf sich selbst gestellt und heimatlos sich zur Geltung bringen will. Er war ein Dulder und ertrug die Schelte und Schläge! der Mutter noch als Erwachsener und als getreulich bei der Witwe Tag für Tag sein bitteres Mittagessen, das ihm mit Vorwürfen über seine lange theoretische Ausbildung und seinen Mangel an Erwerbsförmigkeit gewürzt wurde. Er war ein Christ und ein Dulder und Jesus Christus als Friedfertiger wandelte stets mit ihm.

„Der Teufel reizt oft Menschen, um uns zu ärgern, und wir können dann unsere Geduld erproben.“ „Wer die Welt verachtet gegen den Himmel, wer ihr untreu wird und Gott zufällt, den haßt die Welt und wird ihm wieder untreu. Das kann nicht anders sein nach dem Gelehr der Gegensätze,“ schrieb er in sein Tagebuch, als eine Marktfrau ihn auf offener Gasse „Weiberfresser“ schalt, nachdem er das Unglück gehabt hatte, seine dritte Frau zu begraben.

Sendenbergs Waffe gegen die Schläge des Schicksals waren Resignation und innere Frömmigkeit. Er war dreimal verheiratet, zuerst mit einer reichlichen Tochter Riese, einem Nachbarskind. Sie wollten eigentlich alle beide unverheiratet bleiben, aber äußere Einwirkung, nicht stürmisches eigenes Verlangen, brachte sie zur Ehe, der einzigen glücklichen Zeit, die unser Sendenberg erlebte. Das Glück war von kurzer Dauer, Frau Sendenberg starb im Wochenbett und das Kind bald darauf. Die bitter erkaufte Erbschaft begründete Sendenbergs späteres Vermögen. Zur zweiten Ehe mit Jungfer Mettingh schritt er fast wider Willen, er fürchtete ihre fremden Charaktereigenschaften. Auch sie starb nach kurzer Ehe und vor ihr der kleine Sohn, dessen Bild hier noch im Stiftungsgebäude hängt. Es zeigt einen der schönsten Knaben, der noch je geboren wurde. Dann blieb Sendenberg viele Jahre unvermählt. Am 8. Juli 1754 wagte er zum drittenmale zu heiraten: eine Witwe Rupprecht, deren Arzt er war. Obwohl sich Sendenberg selbst sagte, er werde in der dritten Ehe kein Glück finden, ließ er sich doch von der reichen, kranken und vermögenden Frau bewegen, die schöne Rolle des ärztlichen Beraters mit der traurigen eines schikanierten Satten zu vertauschen. Schließlich war aber selbst seine Duldsamkeit zu Ende, nach schwerem innerem Kampfe trennte er sich von seiner Frau und ihrem Reichthum, behandelte sie aber als Arzt bis zu ihrem Tode, unbeeirrt um das Geschrei der Welt und die Verleumdung der Dienstboten. Auf das ihm zufallende Vermögen verzichtete er, obwohl er schon seine Stiftung vorbereitet! Also wurde er mit 50 Jahren ein Einsamer! Alle seine Hoffnungen, ein persönliches Glück im Familienleben zu finden, waren grausam und definitiv gescheitert. Eine gütige Mutter hat er nie gekannt, seine drei Frauen und seine Kinder nahm ihm der Tod. Er aber wurde nicht Kleinmützig und melancholisch, blieb fest im Glauben und ging lebhaft mit auffälligem raschem Schritt und wohlgepflegt über die Straße, die große Berücke schön frisiert, den Hut in der Hand, in Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen, merkwürdig im Pizcad von einer Häuserreihe zur andern schweifend; den Seelen seiner verstorbenen Patienten geschickt ausweichend, wie Goethe höflich schreibt. Stand um 5 Uhr früh auf, Sommer und Winter, und erst die alten Kummer und den Schmerz der Einsamkeit mit unermüdlicher Arbeit! Seine Brüder waren auswärts, Juristen in angesehener Stellung in Wien und Weimar, die Kollegen oft übelwollend, selbst nach Bekanntgabe seiner Stiftung, sobald er still resigniert 1764 ins Tagebuch schreibt: „Der Gute muß sich genügen lassen, gut gehandelt zu haben und nicht danach fragen, ob die Menschen dankbar sind oder nicht. Gabe es in dieser Welt nichts, was uns über sie erhebt, so würde es am besten sein, sobald als möglich sein Leben zu beschließen.“

Christus und Sokrates waren seine Beispiele, sein Trost und sein steter Hinweis; wie sie wollte er Feindschaft und Verfolgung als Wohlthäter der Menschheit ertragen lernen. Lächelnd führt er in unbeeirrt Ruhe Leben und Tagebuch weiter und schreibt in antikem Gleichmut auf: Wichtiges und Unerhebliches, schwer erlämpfte Weisheit und lächerliche Meinungen: „Ein Glas Wein bei der Goethin im Weidenhof getrunken“ (Goethes Großmutter!) vermischt er nicht zu notieren. Die freie Reichsstadt war die Stätte des unfreien Lebens, Patriziat, Junker, Messe und Wohlleben und vor allem „das Hiesige“ im Gegensatz zu allem Fremden verachtete die öffentliche Meinung und fortschrittliche die öffentlichen Menschen, bei denen Goethe nicht froh

werden konnte, das „Andere“, das Besondere, war eben so unangenehm wie das Fremde. Leben und leben lassen, gutes Geschäft, Verteidigung der Gebräuche, große Messe, hoher Besuch, vornehme Gäste und feinerlei Anstoß, der alles das beeinträchtigen könnte: das war die Reichsstadt. Daher der Haß gegen die drei Brüder Sendenbergs, „die drei Hasen“, wie man sie später nach ihrem Geburtsort nannte. Sie wollten nicht mitmischen, sie waren Sektierer, gingen nicht zur Kirche und zum Abendmahl und waren doch fromm; sie wollten jeder einen Stuhl für sich, nicht mitten in der Reihe von den Bewaffneten, seien es Schöffen oder Medici. Sendenberg war eigentlich Separatist, er haßte die äußerliche Kirche und die Pfaffennechte und verachtete im stillen die Selbstgerechten, die mit äußerem Kirchendienst ihr religiöses Bedürfnis befriedigten und mitleidig auf die Unfröhen herabsahen. Gleichermassen aber erkannte er die Schwächen der Sektierer und Pietisten, ihre Ueberhebung und Scheinheiligkeit, ihre falsche Erziehung der Kinder. „Ein Kind der Verheißung“ wurde einem Pietisten geboren, er starb als Bruder Ueberlich, wie Sendenberg mit Befriedigung notiert. „Sie geben einander die Hand, nennen einander Brüder und exerzieren, das Geld lieb habend einen heiligen Geiz, halten viel auf Lesen unfröher Bücher, reden leise allerlei jeuzen ach und oh! ... Ich halte alles das, was zur Gewohnheit wird, für nichts halte nichts auf heilige Geste, Versammlungen und Bibellefen, auch auf das Lesen von Mystikern, die man leicht zu Söhnen machen kann. Ich gehe zu Gott selbst, bete den an und verherliche ihn durch Worte und Handlungen.“ — Zeigt sich hier nicht der ganze deutsche Mann, lutherisch, nichtern, kritisch, Ehrlich vor sich selbst, fromm im Innern, ohne Geheiß und ohne Haß gegen andere Denker, wenig erbaut von der Art, wie Christi Lehre als einträgliches Handwerk von den Theologen genützt wurde, fest in sich und mit den Lehren des Urchristentums verwachsen, ein klein-reichsstädtischer, früher Tolstoi, dem die große, weite Welt nicht viel gilt, und der, evangelisch-lutherisch bis in die Knochen, wohl zu gibt, daß auch katholische und jüdische Bürger ins Spital zugelassen werden aber niemals einer dieser Konfessionen zur Verwaltung. Er war kein Freund von politischer und religiöser „Aufklärung“ und konnte, selbst ein starker Spötter, Ironie und Spott nicht leiden. Als ihm Dr. med. Cersden von Friedrich II. in Frankfurt festgehaltenen Voltaire vorstellen sollte, da lehnte Sendenberg energisch ab, die Bekanntschaft eines solchen „Narren“ zu machen. „Er ist ein gelehrter Narr, ich will nur mit weisen Leuten zu tun haben.“ Unser Sendenberg ist keine Problemnatur, er war ein „Aufrechter“, ein einfacher, stolz bürgerlicher Mann, der den angebotenen Uebel ablehnt und die Jungabelligen mit Vorliebe bespöttelt. Ein Bürger der Vaterstadt, ein reichsstädtischer Römer, dessen höchster Wunsch dahin ging, dem Vaterlande, das ihn mit Wohlthaten gesegnet, eine große und fruchtbare Schenkung zu machen. Er wollte ein naturwissenschaftliches Museum, zu dem er selbst die Mineralien- und Petrefaktenammlung, sowie die Bibliothek beibrachte einen botanischen Garten, ein zoologisches Kabinett, ein Theatrum anatomicum zum Berglebern der Leichen und zur Ausbildung der Chirurgie, einen Fortbildungskurs für praktizierende Ärzte, Witwenversorgung derselben, Anregung und Förderung von wissenschaftlichen Studien und zuletzt auch ein Spital, in dem für Frankfurt eine Neuheit! ständig ein Arzt wohnen sollte. Ist dieser Plan nicht heute noch modern, ja streben nicht die Absichten der Regierung und der Stadtverwaltung eben nach diesem selben Ziele: der medizinischen Akademie mit Anatomie, botanischem Garten, ärztlichen Kursen, naturwissenschaftlichen Vorlesungen, Chemie und Physik, Zoologie und Entwicklungsgeſchichte, Museum und Bibliothek und angestellten Professoren?

Sendenberg sah sehr richtig ein, daß der einseitig praktische Sinn der Frankfurter das Spital auch nach seinem Tode ausbauen und pflegen werde (konnte doch damals kein Bürger, nur Fremde ins Hospital zum Heiligen Geist aufgenommen werden), daß aber die wissenschaftlichen Institute als anscheinend weniger wichtig aus Mangel an Unterstützung eingehen würden. Deshalb betrieb er mit Eifer den Bau der wissenschaftlichen Institute. Das Türmchen auf dem Neubau am Eschenheimer Thor war eben fertig, als Sendenberg an einem schönen Sonntag Nachmittag hinausstieg, um mit Befriedigung diese uneigennützig, der Wissenschaft geweihte Schöpfung: „den Tempel der Wissenschaft“ zu schauen. Da stürzte er aus Versehen bis in den Keller

hinab und starb am selben Abend an dem erlittenen Schädelbruch.

Er war die erste Leiche, die in seinem neuen anatomischen Theater sezziert wurde.

So diente er noch im Tode mit seinem Körper der Wissenschaft, die er mit ganzer Seele geliebt hat.

Wie Kleinmut und Mißgunst richtig prophezeit hatten: er erlebte und erntete nicht, was er hoffnungsvoll gepflanzt hatte. Zwischen Lipp und Kelchrand trat ihm der Tod an, und, als Leiche den Betrieb seiner medizinischen Werkstätte eröffnend, blieb ihm auch das Glück verjagt, die Erfüllung seiner 20-jährigen Opfer und Wünsche zu schauen.

Hatte er nicht recht, als er auf die von ihm gestiftete Sonnenuhr im Stiftungsgarten schrieb: „Mo sol, vos umbra regit“? (Mich leitet die Sonne, Euch die Dunkelheit!)

Doch Sendenberg war kein kleiner Mann, der nur das Nahe und Greifbare schätzte. Als einer von seinen Kollegen ihm mit Kollegenfreundschaft sagte: er sei schon alt und werde das wenigste von seinen Stiftungen erleben, antwortete er mit Virgils Versen: „Gut, dann mögen die Enkel sich des von mir gepflanzten Obstes erfreuen! Ich wünsche Segen der Vaterstadt und den Nachkommen!“

Und heute segnen die Nachkommen und die Vaterstadt das Andenken Sendenbergs!

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

18. Sitzung vom 23. Februar, 11 Uhr.

Am Ministertische: Delbrück.

Präsident v. Ardenne eröffnet die Sitzung. Auf der Tagesordnung stehen zunächst die Interpellationen über das Redener Grubenunglück. Zur Begründung der vom Zentrum eingebrachten Interpellation erhält das Wort Abg. Marx (Zentr.): So betäubend das Unglück auf der Grube Reden ist, so gibt es doch auch hier einige Lichtblicke: die besonnene Haltung der Bevölkerung, wie der Bergleute selbst und die Tapferkeit und der Mut der Rettungsmannschaft. Einem Manne müssen wir aber auch von dieser Stelle aus danken: dem Herrn Oberberghauptmann von Velsen. (Bravo!) Daß die Regierung die größten Anstrengungen gemacht hat, erkennen wir gern an. Nachlässigkeiten sind auf der Grube Reden doch vorgekommen, von fünf Einfahrern sind nur drei pünktlich eingefahren, zwei dagegen zu spät, diese sind freilich der Verantwortung entzogen, sie sind mit verunglückt. Beamte und Steiger sind nicht verunglückt. Die letzten Ursachen des Unglücks werden sich ja nie feststellen lassen. Ich erkenne an, daß sofort nach dem Unglück vom Gericht Vernehmungen in Abwesenheit von Vorgesetzten angeordnet worden sind. Dadurch ist festgestellt, daß am Tage vorher schon Anzeichen von schlagenden Wetter vorhanden waren, merkwürdigerweise ist davon keine Anzeige gemacht worden. Bei Anwendung von elektrischen Lampen hätte das Unglück nie einen so großen Umfang annehmen können. Die Vertrauensleute mußten mit den Bergarbeitern in direktem Verkehr stehen, damit das Mißtrauen der Arbeiter besiegt wird. An der Verriegelung scheint es bei der Redener Grube auch gefehlt zu haben. Bei dem Unglück hat sich die Großherzigkeit unseres obersten Bergherrn wieder gezeigt, ihm müssen wir Dank dafür sagen, wie auch allen denen im Inlande und Auslande, die mit ihrer Hilfe nicht gezögert haben. Vielleicht aber könnten wir dieses Unglück auch zum Ausgangspunkt nehmen, um einen Fonds aus Staatsmitteln zu gründen, auf den wir in außergewöhnlichen Fällen zurückgreifen können. (Beifall.)

Handelsminister Delbrück: Ich danke den Herren Interpellanten, daß sie mir Gelegenheit gegeben haben, das Unglück zu besprechen, und für die verständliche Art, in der sie vorgehen. Bei Unglücksfällen kommen Revierbeamte und Staatsanwalt in Betracht. Zumeist führen die ersten Untersuchungen die Revierbeamten, weil sie schneller an Ort und Stelle sind. Zu meiner Freude fand ich bei meiner Ankunft in Reden auch schon den Staatsanwalt vor. Deshalb ist auch die Sache schon soweit geklärt, daß ich die Fragen der Herren Interpellanten im großen ganzen beantworten kann. Das Unglück hat sich ereignet nach einem Feiertage am Morgen, nachdem die Vorfahrer gemeldet, daß alles in Ordnung sei. Bald aber wurde bekannt, daß sich ein Unglück durch schlagende Wetter ereignet habe. Eine Anzahl Beamter fuhr ein, es wurden sofort Maßregeln zur Rettung etwa noch Lebender getroffen. Den Vorfahrern, zunächst den Wetterfahrern, liegt ob, zu untersuchen, ob das Befahren der Grube gefahrlos ist. Feil steht allerdings, daß ein Wettermann erst um 4 Uhr 50 Minuten eingefahren ist, auch der andere mit einer halben Stunde Verspätung. Als Ursache des Unglücks ist die Explosion schlagender Wetter anzusehen. Vorher, das ist durch Zeugen festgestellt, waren Schlagwetter nicht zu bemerken. Die betreffenden Beamten kann

wenn die Wetterfahrer vor Beginn der Arbeit ihre Schuldigkeit tun. Die Wetterstrecke ist ja schwer in Ordnung zu halten, es ist aber durch Beamte festgestellt, daß der erforderliche Querschnitt vorhanden war. Daneben waren acht Mann mit der Beaufsichtigung der Wetterstrecke beauftragt. Es ist ferner festgestellt, daß die Temperatur zwischen 21 und 28 Grad geschwankt hat, erst nach dem Unglück ist sie auf 29 Grad gestiegen. Ich glaube also feststellen zu können, daß die notwendigen Sicherheitsmaßregeln vorhanden waren. Natürlich ist eine Revision geboten, ob nicht noch weitere Verbesserungen möglich sind. Es sind auch schon neue Anordnungen getroffen, besonders wegen sorgfältigster Auswahl der Wettermänner. Sie sind u. a. auch angewiesen, sich sechs Stunden vor Beginn ihres Dienstes des Alkoholgenußes zu enthalten. Es wird noch zu prüfen sein, ob der Dienst der Wettermänner etwa noch anders zu gestalten ist. Vielleicht ist ihnen noch ein Beamter beizugeben. Ebenso wird die Frage zu prüfen sein, ob der Steiger zuerst oder zuletzt einfahren soll. Auf die Details über die Grubenlampen will ich nicht eingehen. Dann ist bemängelt worden, daß keine Erkennungsmarken eingeführt sind. Das liegt an dem Aberglauben der Bergleute selbst, die sie nicht wollen. Ein großer Teil der Leichen war in einem Zustande, daß das Erkennen der Person außerordentlich schwer war. Ich komme noch auf die Frage der Arbeiterkontrollenre. Die Herren dürfen sich darüber nicht täuschen, daß, wenn überhaupt Fehler gemacht worden sind, sie nicht von Beamten, sondern von Arbeitern gemacht wurden. Wir können die schönsten Einrichtungen treffen, die Unvollkommenheit des Menschen wird uns doch einen Strich durch die Rechnung machen. (Sehr wahr!) Der Ansicht kann ich nicht beipflichten, daß den Wünschen der Vertrauensmänner seitens der Beamten nicht entsprochen würde. Der Bergmann, besonders im Saarrevier, ist intelligent, und er hat seine Sorgen, den Vorgesetzten seine Wünsche darzulegen. Wie die Protokolle erweisen, haben sich die Verhandlungen zwischen Vertrauensleuten und Verwaltung stets im Rahmen des gegenseitigen Entgegenkommens vollzogen. Dieses Zutritt kann aber nur dann und dort gegeben, wo die Arbeiter mit Ruhe und Vertrauen zu ihren Vorgesetzten an die Arbeit gehen. Mit Zwang kann man hier nicht vorgehen, denn die Entwicklung ist in den verschiedenen Teilen Deutschlands sehr verschieden. Selbstverwaltung erfordert ein ungenügendes Maß von Selbstzucht. Je mehr sich diese steigert, werden auch die Arbeitgeber den Wünschen der Arbeiter entgegenkommen. Einen Zwang auf Einführung von Arbeiterkontrollenre, wie er gewünscht wird, kann ich nicht ausüben. Herrn Marx wäre ich dankbar, wenn er mir weitere Bezeugen nennt, die Aufklärung über das Unglück noch geben können. Beamte und Arbeiter haben sich, das will ich hier noch hervorheben, bei dem Rettungswert unerhört benommen. Für die ihres Ernährers beraubten Völler und Ganzwaisen werden Renten bezahlt, ebenso für die Witwen. Es wird natürlich auch dafür gesorgt werden müssen, daß die ihres Ernährers beraubten Familien wirtschaftlich nicht zurückkommen. Dafür muß der Staat eintreten, am zweckmäßigsten wohl durch jährlich zu zahlende Beiträge, die auf den Etat übernommen werden müssen. Ich bin der Ansicht, daß das Redener Unglück Veranlassung geben muß, auch alle ähnlichen Fälle ebenso zu regeln, wie es in dem Redener Fall geschehen soll. (Beifall.) Die private Hilfsfähigkeit zu organisieren, ist nicht Sache des Staates. Vielleicht ließe sich ein Fonds für die Saarbergleute schaffen. Jedenfalls will ich allen Spendern vom Inlande und Auslande den besten Dank auch von dieser Stelle aussprechen. (Beifall.)

Auf Antrag des Abg. Dietrich (Zentr.) wird die Besprechung der Interpellationen beschlossen.

Abg. Stockmann (kons.) scheint den Ausführungen des Ministers zuzustimmen. Da er unausgesetzt zum Ministertische gewendet spricht, bleibt er auf der Tribüne unverändert.

Abg. Grunz (Zentr.): Ich gebe zu, daß man nicht alles schablonisieren kann. Zu bedauern aber ist es, daß die bergbaupolizeilichen Bestimmungen soweit auseinandergehen. Ich meine, die Arbeiter sind zu vertrauensselig gemacht worden. Das Redener Unglück ist wohl dadurch herbeigeführt worden, daß die Wetterfahrer zu spät eingefahren sind. In Arbeiterkreisen nimmt man an, daß zu große Sparamkeit geübt wird. So sind die Bergleute bei der Berufsgenossenschaft in der Gefahrenklasse IIa, während sie der Gefährlichkeit ihrer Arbeit wegen in einer höheren Klasse sein müßten. Aber es wird eben gespart. Am allgemeinen ist Vorsicht, daß jede Grubenabteilung einen besonderen Wetterstrom haben soll. Die Unglücksabteilung scheint mir keinen besonderen Wetterstrom gehabt zu haben. Man muß sich doch auch fragen, wie konnte sich in der Abteilung soviel Kohlenstaub ansammeln, daß es zu einer Explosion kommen konnte. Man hat auch vorher nicht berieselt; deshalb konnte das Unglück so große Dimensionen annehmen. Dem Herrn Minister hat man mitgeteilt, daß die Kontrollenre zuverlässige Leute gewesen seien. Man muß fragen, warum wurden die Arbeiter in die Grube eingeführt, warum war nicht ordnungsmäßig berieselt, wie konnte sich soviel Kohlenstaub ansammeln. Der Minister hat von diesen Umständen keine Erwähnung gemacht, die ich erläutern werden

sollen. Öffentlich wird das Unglück das Gute haben, die Gewissen zu schärfen, damit die Sicherheitsvorschriften genauer beobachtet werden. (Beifall im Zentrum.)

Oberberghauptmann v. Velsen: Jrgendwelche Vorwürfe gegen die Bergverwaltung können nicht erhoben werden. Auf der Grube Reden ist festgestellt, daß die doppelte Quantität von Wettermännern vorhanden war, als sie vorhanden sein sollte. Nach den bisherigen Feststellungen hat man die Zeche Reden für eine der am wenigsten gefährlichsten Gruben gehalten. Die Sicherheitsmaßregeln waren in hohem Maße vorhanden. Deshalb ist auch die Hilfe aus anderen Revieren abgelehnt worden. Die Steiger sollen zu spät eingefahren sein. Das gebe ich zu. Aber verjäumt ist nichts worden.

Abg. Gild (nat.-lib.): Wir müssen alle den lebhaften Wunsch haben, daß solche Unglücksfälle in Zukunft vermieden werden. Vielleicht empfiehlt es sich, die Wettermänner schon am Abend einfahren zu lassen. Geheime Wahl der Wettermänner halte ich für ganz unnötig. Unsere Versicherungs-gesetze haben sehr wohlthätig gewirkt. Wir müssen sie auch weiterhin ausgestalten. (Beifall bei den Nationalisliberalen.)

Ein Regierungskommissar erklärt, daß einige Reuerungen schon in der nächsten Zeit vorgenommen und alle Vorschläge geprüft würden.

Abg. Jhmer (freikon.): Ich erkläre zunächst im Namen der freikonserativen Fraktion unser Bedauern über das schwere Unglück auf der Grube Reden und unsere Anerkennung über das operemüthige Verhalten der Arbeiter und Beamten bei den Rettungsarbeiten. Jedenfalls wirken bei einem jeden solchen Unglücksfalle ganz besondere Umstände mit. Trotzdem ist es unsere Aufgabe, darüber nachzudenken, wie man auch das Eintreten solcher besonderen Zufälle unwirksam machen könne. (Beifall.)

Abg. Korantj (Vole): Die Verhältnisse im Saarrevier kenne ich nicht, aber die in Oberschlesien. Von dort weiß ich, daß die Arbeiter bei amtlichen Untersuchungen meist eingeschüchtern sind. Sie wagen auch keine Beschwerden bei den Beamten anzubringen, sie haben kein Vertrauen zu den Bergbeamten. Man hat behauptet, das Unglück auf der Redenergrube sei darauf zurückzuführen, daß die Arbeiter nicht wüßten, in die Grube eingefahren. Dieser Verdacht wird wohl dadurch widerlegt, daß nach der Statistik am Montag die wenigsten Unglücksfälle vorkommen. Der Herr Minister verweigert das Heranziehen der Arbeiter zu Kontrollenre. Das tut er nur aus politischen Gründen.

Minister Delbrück: Die Arbeiter im Saarrevier sind allerdings anders als die in Oberschlesien. Ich kenne diese aber auch, und ich weiß, daß diese ihre Wünsche mit einem Freimuth vorbringen, den man schon mit einem anderen Namen bezeichnen könnte. Von Befangenheit habe ich nichts gemerkt. Entlassungen von Arbeitern, die zu den Vertrauensleuten gehören, prüfe ich selber. Wenn ein Vertrauensmann die Wünsche der Arbeiter in angemessener Form vorbringt, so wird er deshalb nicht entlassen.

Abg. Schmitz-Elberfeld (Frei. Volksp.): Der Unglücksfall auf der Redener Grube ist zurückzuführen auf schlagende Wetter und Ansammlungen von Kohlenstaub. Wäre Verordnungen, wie sie in anderen Bergwerksrevieren bereits bestehen, auch im Saarreviere eingeführt gewesen, dann hätte das Unglück doch möglicherweise verhindert werden können.

Minister Delbrück: Der Herr Vorredner meinte, die Bergverwaltung habe Erfahrungen aus anderen Bergrevieren sich nicht zu nütze gemacht. Die staatliche Bergverwaltung ist im Gegenteil auch bemüht, die Erfahrungen der Privatindustrie zu lenken. So haben wir erst im vorigen Jahre im Ruhrrevier die dortigen Einrichtungen studieren lassen, es hat sich jedoch herausgestellt, daß die Einrichtungen des Saarreviers ebenso gute sind. Wenn wir am Sonntag bisher nicht berieselt hatten, so geschah das, weil festgestellt war, daß die Verriegelung vom Samstag für die Morgenstunden des Montags ausreichte. Nach den jetzigen Erfahrungen werden wir Vorkehrungen treffen müssen auch für den Fall des Verzagens einer Vertrauensperson. Wenn wir noch weitere Maßregeln treffen wollen zur Sicherung des Verkehrs, so ist das nicht auf bisherige Leichtfertigkeit zurückzuführen. Wenn nicht liberal alles gut gegangen ist, so liegt das eben daran, daß wir alle Menschen sind. Die Arbeiter zu Kontrollenre heranzuziehen, ist solange unmöglich, wie die Arbeitgeber als Leute hingestellt werden, die die Arbeiter nur ausbeuten wollen.

Hiermit wird die Besprechung geschlossen. Das Haus verläßt sich.

Nächste Sitzung: Montag 11 Uhr. Antrag auf Genehmigung der Einleitung eines Strafverfahrens wegen Verletzung des Abgeordnetenhauses; Bergnovelle; Bergetat. Schluß 4 Uhr.

Sport.

Fußball.

Der gestrige Sonntag wurde von dem scheidenden Winter noch einmal benutzt, um seine Füden zu zeigen. Der leichte Frost, welcher in den letzten Nächten die dünne Schneedecke auf den verschiedenen Eisflächen zusammengebadet hat,

diesem Grunde nicht gespielt und wird das Spiel Germania-Biesbaden nachgeholt werden. Auf dem Viktoriaplatz traten nachmittags die ersten Mannschaften von Viktoria und von Fußballvereinigung Vodenheim an. Die Mannschaften tragen den gleichen Dress, rot und schwarz gestreifte Blousen und blaue Beinkleider. In früheren Jahren war es deshalb nötig, daß eine Mannschaft als Unterscheidungszeichen weiße Armbinden auflegte. Gestern war das nicht nötig, denn die Bodenheimer Mannschaft hatte, wohl in Anbetracht des zweifelhaften Wetters, die allerältesten, abgetragenen Kleidungsstücke angelegt. Ob dieses Vorgehen richtig ist, möchten wir bezweifeln. Eine Mannschaft, welche Sport treibt, muß in reiner, der Sache angemessener Ausrüstung erscheinen. Eine derart nachlässige Bekleidung, wie wir sie gestern sahen, würdigt die schöne Sache herab und es wäre eine Aufgabe für die Verbandsleitung, hier einmal nach dem Rechten zu sehen. Das Spiel an sich wurde eine leichte Beute für „Viktoria“, welche mit einer ganzen Anzahl von Erstleuten eingetreten war, spielte trotzdem recht überlegen. Der weiche Boden machte das Spiel schwierig. Schön wurde beiderseits nicht gespielt, aber teilweise recht kräftig. Der Bodenheimer Goalmann mußte austreten, da er bei einer Kollision zu Fall kam und sich beschädigte. Ergebnis 4 : 3 für „Viktoria“. Auf dem Sportplatz am Röderberg spielte „Frankfurter Germania“ mit erster und dritter Mannschaft gegen „Frankfurter Fußballklub von 1902“. Die dritten Mannschaften, welche vormittags antraten, hatten unter dem herrschenden Winde zu leiden. Resultat für „Germania“ 5 : 1. Auch das Spiel der ersten Mannschaften endete zum Vorteile der „Germania“. „Frankfurter Fußballklub von 1902“ war nicht im Stande, ein einziges Tor zu schießen, während „Germania“ deren 11 in rascher Folge schob. Auf der Emserwiese spielte die zweite Mannschaft „Frankfurter Germania“ gegen erste Mannschaft der „Britannia“. „Britannia“, welche zweifellos über recht gute Spieler verfügt, konnte „Germania“ trotzdem nicht gefährlich werden. Das Spiel endete mit 10 : 1 zu Gunsten von „Frankfurter Germania“. Auch der Spielplatz auf der Emserwiese präsentierte sich als ein Sumpf.

\* Mainzer Ruderverein. Der Mainzer Ruderverein hat eine erhebliche Vergrößerung seines Boothauses vorgenommen. Der neue Anbau ist für die Ankleideräume vorgesehen, die seither räumlich nicht mehr genügt. Die erforderlichen Neubaufkosten sind von den Mitgliedern in opferwilligster Weise aufgebracht worden. Die Vorbereitungen für die neue Rudersaison werden mit aller Sorgfalt getroffen. Drei neue Boote, ein Rennachter, Vierer mit und ohne Steuermann treffen nach Ostern ein und man hat mit dem System, die Boote in England zu bestellen, getroffen. Der neue Ruderverein wird schon gleich nach Ostern sein Amt antreten. Das Training wird mit bekannter Intensität aufgenommen werden und sich auf Achter, Vierer mit und ohne Steuermann, Doppelpaar und Einer erstrecken. Im Einser wird Weber sich für die Seniorennen vorbereiten, ebenso ist die Ausbildung eines Juniorskullers in Aussicht genommen.

\* Rudersport. In der am Sonntag in Kassel stattgefundenen Ausschussung des Freien Deutschen Ruderverbandes, welche von hier, Offenbach, Mainz und Kassel zahlreich besucht war, erstattete der erste Verbandsvorsitzende, Herr L. B. W. B. W., zunächst Bericht über die in Leipzig mit dem neubegründeten, aus fünf Vereinen mit 182 Mitgliedern bestehenden Mitteldeutschen Ruderverband gepflogenen Verhandlungen. Nach längeren Debatten wurde beschlossen, mit dem Verband nicht weiter zu unterhandeln, da der Freie Deutsche Ruderverband vorderhand keinen Vorteil für sich in der gemeinsamen Interessenvertretung erblickt. Auch die Annäherungsverträge des Süddeutschen Ruderverbandes, welche eine Fusion dieses Verbands mit dem Freien Deutschen Ruderverband bezwecken sollten, wurden einstimmig abgewiesen. Letzterer Verband will allein weiter arbeiten, da ihm neue Vereine noch zur Verfügung stehen. Die drei von dem Freien Deutschen Ruderverband in diesem Jahr zu veranstaltenden Regatten finden in Mainz (9. Juni), hier (30. Juni) und Offenbach (21. Juli) statt. Auf ersterer Regatta kommt der Verbandsmehrpriester zum Austrag. Die nächste Verbandsausschussung tagt hier Sonntag, 14. April.

\* Rudern. Bernhard von Gaza, der im Vorjahre die Farben des Mainzer Rudervereins erfolgreich im Einser vertrat, ist nach Norddeutschland übergesiedelt und wird unter den Farben des Berliner „Wiking“ starten. Seine Ausbildung erhält er durch den Altmeister Karl Ernst, der nicht mehr im Einser starten wird. Inher im Einser wird B. von Gaza mit seinem jüngeren Bruder auch im Doppelzweier herauskommen.

\* Die olympischen Spiele 1910. Schon jetzt, nachdem kaum 10 Monate uns von den letzten olympischen Spielen trennen, beginnen die Vorbereitungen zu den nächsten, die an Bedeutung und Durchführung die vorhergegangenen weit übertreffen sollen. Der König von Griechenland hat sich bereits an die olympischen Komitees der einzelnen Länder gewandt und diese zu den neuen olympischen Spielen 1910 eingeladen. Die Amerikaner haben die Einladung schon jetzt angenommen und Präsident Roosevelt hat sich bereit erklärt, auch für 1910 das Ehrenpräsidium über die olympischen Spiele zu übernehmen. Der deutsche Reichsausschuss

Es handelt sich um einen Zusammenschluß der Rechtspraktikanten zu gesellschaftlich materieller und wissenschaftlicher

Die Gesellschafter können auch einfach Juristen sinden, die früher bestanden; diese Fabrikrate können aber die persönliche

Verlagten im Zuwiderhandlungsfalle ausgesprochen.

werden.

27 Febr 1907  
Lilienthal  
No 59  
Fest

# Feuilleton.

## Johann Christian Sendenberg.

Zu seinem 200. Geburtstag.

Von Prof. Dr. M. Möbius (Frankfurt).

In „Dichtung und Wahrheit“ erzählt Goethe aus seiner Vaterstadt unter anderem folgendes:

Einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich seit meiner frühesten Jugend viel sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder selbst noch manches wunderbare erlebte; es war die *Sendenbergsche*. Der Vater, von dem ich wenig zu sagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drei Söhne, die sich in der Jugend schon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. . . . Allein wie große Vorzüge sich oft in der Jugend durch etwas wunderliches und unsichliches ankündigen, so war es auch hier. Der älteste war der nachher so rühmlich bekannte Reichshofrat v. Sendenberg. Der zweite ward in den Magistrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine rabulistische, ja verrückte Weise, wo nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, doch wenigstens seiner Kollegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtschaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen Häusern praktizierte, behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußere. . . . Doch aller Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör auf der *Gschenhaimer Gasse* zu einer *medizinischen Stiftungs* widmete, wo neben der Anlage eines bloß für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals ein chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Direktor eingerichtet ward, auf eine Weise, deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen.“

Seitdem ist der Name *Sendenbergs* durch die von ihm direkt und indirekt begründeten Institute — man kann wohl sagen — in der ganzen gebildeten Welt bekannt geworden. Da aber über seine Persönlichkeit eine genauere Kenntnis nicht voranzuführen ist und über die erwähnten Institute vielfach recht verschwommene Vorstellungen verbreitet sind, so geziemt es sich wohl an seinem zweihundertjährigen Geburtstag, die Skizze, die Goethe von ihm entwirft, etwas auszufüllen und in einigen Punkten richtigzustellen.

Die Familie *Sendenberg* stammt aus *Troppau* im österr. reichlichen Schlessien, von wo im 17. Jahrhundert ein Apotheker dieses Namens, der Großvater unseres Jubilars, nach *Friedberg* in Hessen auswanderte. Dessen zweiter Sohn, Arzt von Beruf, heiratete eine Frankfurterin, siedelte nach *Frankfurt* über und ward hier 1688 infolge seiner Verheiratung in die Bürgerschaft aufgenommen. Er erwarb ein Haus an der Ecke der *Hajengasse*, das nachmals auf den Sohn überging und diesem und den beiden Brüdern von einem Zeichen an der Außenseite des Hauses den Spottnamen „die drei Hasen“ eintrug, wie auch von Goethe erwähnt wird. Nach dem Tode der ersten Frau heiratete der Vater

wiederum eine Frankfurterin, die ihm die drei schon genannten Söhne schenkte, ihm sonst aber das Leben auf jede denkbare Weise verbitterte. Unter welchen Familienverhältnissen *Johann Christian* als Kind von seinem Vater gezüchtet werden sollte, gab ihm die Mutter einen Stock in die Hand, um sich gegen den Vater zu wehren; dabei hatte er das Unglück, dem Vater ein Auge auszu-schlagen. Keineswegs aber stellte sich die Mutter überhaupt auf Seiten des Sohnes, sondern als sie sah, daß dieser mehr geistigen Interessen nachging, statt sich auf den Gelderwerb zu legen, haßte und verachtete sie ihn und machte ihm das Leben so sauer, wie sie es dem Vater, der 1730 starb, gemacht hatte; trotzdem blieb der Sohn noch zehn Jahre lang bis zu ihrem Tode bei der Mutter wohnen und pflegte sie sorgfältig in ihrer letzten Krankheit.

*Johann Christian* wünschte dem Beispiel seines Vaters zu folgen und Medizin zu studieren, allein der Vater häßte durch Brand-schaden 1720 einen großen Teil seines Vermögens ein und konnte ihm trotz eines Stipendiums nicht die Mittel zum Studium gewähren. So mußte der Sohn nach dem Abgang vom Gymnasium noch sechs Jahre lang teils im väterlichen Hause, teils bei Freunden und Verwandten sich privatim vorbereiten und erst 1730 konnte er die Universität *Halle* beziehen. Nur 1 1/2 Jahre lang blieb er dort, ein halbes Jahr war er danach eine Art Leibarzt bei einem Herrn v. *Herzingen* und 1732 kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Hier gestattete man ihm, als dem Sohne des früheren ersten Physikus, die Ausübung des ärztlichen Berufes, obwohl er erst 1737 sich in Göttingen den Dokortitel erwarb. Eine kurze Unterbrechung seines Frankfurter Aufenthaltes bewirkte seine Ernennung zum Leibarzt und Berufung nach *Tournaï* in den Niederlanden durch den Landgrafen von *Hessen-Homburg* (September bis Dezember 1739), dann blieb er bis zu seinem Tode in der Vaterstadt wohnen. 1742 verheiratete er sich zum ersten Male, und als diese glückliche Ehe schon im Jahre darauf durch den Tod der Frau getrennt wurde, heiratete er 1744 wiederum, aber mit weniger Glück, und als die zweite Gattin 1747 gestorben war, sogar zum dritten Male 1754. Von der ersten und zweiten Frau hatte er je ein Kind bekommen, allein beide Kinder starben in frühester Jugend, die dritte Ehe blieb kinderlos. 1756 starb auch die dritte Gattin, und da er mit ihr nicht glücklich gelebt hatte, so wollte er auch durch sie nicht reicher werden, nahm also ihre beträchtliche Hinterlassenschaft nicht an. Nur von seiner ersten Frau hatte er eine bedeutende Erbschaft gemacht, die mit dem vom Vater ererbten Haus den Grundstock seines späteren Vermögens bildete; dieses hat er, der nicht einmal ordentlich studieren konnte, sich durch seine ärztliche Praxis erworben! Denn keineswegs war sie, wie Goethe meint, auf wenige vornehme Häuser beschränkt, sondern in allen Kreisen der Einwohnerschaft wurde *Sendenberg* ein sehr beschäftigter und beliebter Arzt. 1751 wurde er Land-, 1755 Stadt-Physikus in Frankfurt und 1757 ernannte ihn der Landgraf von *Hessen-Kassel* zu seinem Leibarzt mit dem Titel Hofrat.

*Sendenberg* war aber nicht nur ein erfahrener, geschickter und

gewissenhafter Arzt, sondern auch ein wissenschaftlich universell gebildeter Geist, ein sittenstrenger Charakter und eine durch und durch religiöse Natur. Was wir noch besonders hervorheben müssen, und wodurch die Vereinigung dieser Eigenschaften erklärt wird, ist der Umstand, daß er ein für seine Zeit außerordentlich freies Urteil besaß: er war durchaus demokratisch gesinnt und trotz seiner Verehrung des Christentums ein Gegner der Kirche und ihrer Vertreter, auch das Verwerfliche der Todesstrafe hatte er erkannt. Zeugnis seiner vortrefflichen Gesinnung und seiner geistigen Höhe ist seine Hinterlassenschaft: seine jetzt in 52 dicke Bände gebundenen Tagebücher, seine Korrespondenz, seine Bibliothek und die anderen Sammlungen, vor allem aber seine *Stiftung*.

Diese Stiftung *Sendenbergs*, die aus der reinsten Liebe zu seinen Mitmenschen und speziell seinen Mitbürgern hervorgegangen ist, lag ihm schon lange im Sinn, und mindestens schon 20 Jahre vor der Ausführung hatte er den Plan der künftigen Ausgestaltung fertig. Seine eigentliche Absicht war, eine Art von *medizinischer Akademie* zu gründen und nach dem ersten Stiftungsbrief (1763) sollte nur der dritte Teil der Einkünfte von den Ärzten an arme Kranke verteilt werden; erst im zweiten Stiftungsbrief (1765) verordnete er, daß jenes Drittel mit den zu erhoffenden Beiträgen anderer zu einem *Spital* für arme Bürger und Verwundeten verwendet werden sollte. Im Jahre 1768 erwarb er dann das *Grundstück* am *Eichenheimer Turm* zwischen der *Schlimgasse* und der *Stadtmauer*, das aber nicht so weit nach Osten reichte, als das jetzt der Stiftung gehörige Terrain. Hier glaubte er einen geeigneten Platz für seine Institute gefunden zu haben, er verließ sein Haus in der *Hajengasse* und zog in das vordere der auf dem neuen Grundstück schon vorhandenen Gebäude, die außerdem für die Bibliothek, Gärtnerwohnung, ein ärztliches Konferenzzimmer, ein chemisches Laboratorium und Wirtschaftsräume verwendet wurden, während der frühere Lustgarten in einen *Hortus medicus* oder botanischen Garten verwandelt wurde. Das zur Unterhaltung der Stiftung vermachte Kapital betrug 95,000 Gulden und zu ihrer Verwaltung bestimmte er eine *Administration*, die aus Ärzten und Frankfurter Bürgern unter der Hauptaufsicht des jedesmal ältesten Nachkommen seines ältesten Bruders bestehen sollte; für den Fall des Aussterbens dieses Zweiges seiner Familie, der schon 1842 eintrat, substituierte er die Dekane der medizinischen und juristischen Fakultät der Universität *Gießen*. In allen seinen Anordnungen suchte *Sendenberg* ängstlich zu verhüten, daß der Senat sich darein mischen und die Stadt ihren Günstlingen die Stiftung anvertrauen könne.

Wie gesagt, legte er das Hauptgewicht auf das medizinische Institut, das heißt den rein wissenschaftlichen Teil der Stiftung, einerseits in dem Bewußtsein, daß die bessere Ausbildung der Ärzte den Kranken zugute komme, andererseits in der Ueberzeugung, daß für ein solches Unternehmen andere nicht so leicht Stiftungen machen würden, wie für ein *Spital*. Zur Gründung eines solchen entschloß er sich dann aber doch und zwar besonders aus dem Grunde, weil es noch keines für Frankfurter

Bürger gab, da das reich dotierte *Spital* zum *Heiligen Geist* sonderbarer Weise damals nur für Nichtbürger bestimmt war. Auch ein Pfündnerheim saßte *Sendenberg* schon ins Auge. 1771 wurde der Bau des *Spitals* begonnen und von ihm selbst eifrig überwacht, nur zu eifrig, denn am 15. November 1772, an einem Sonntage, bestieg er auf einer Leiter das Tags zuvor fertig gestellte *Türmchen* des *Spitals* und stürzte von da herunter. Die Einzelheiten des Vorgangs selbst werden immer unbekannt bleiben, denn niemand war in der Nähe. Auf seine Schmerzensrufe herbeieilende Leute fanden ihn bewußtlos und blutend mit aufgeschlagenem Hinterkopfe auf dem Boden liegen, brachten ihn in sein Wohnhaus und hollten einen Arzt. Es war zu spät; ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, gab *Sendenberg* um 8 Uhr abends seinen Geist auf. Die Leiche wurde am 17. November in der von ihm erbauten Anatomie geöffnet, als die erste, die man daselbst sezerte. Am folgenden Tage wurde sie unter großer Beteiligung von Leibträgern, aber nach der von ihm selbst angeordneten prunklosen Weise in der Gruft im botanischen Garten beigesetzt, denn bereits 1767 hatte er sich die Erlaubnis ausgewirkt, in seinem Stifftgarten begraben zu werden, und ebenso hatte er vorher genau alle Zeremonien der Beerdigung festgelegt. Einer der Besten *Frankfurts* war es, der hier zu Grabe getragen wurde, aber die Spur von seinen Erdentagen wird, wie wir hoffen dürfen, noch lange nicht untergehen.

Nach seinem Tode entwickelte sich nicht nur das medizinische Institut seinen Intentionen gemäß weiter, sondern auch das *Spital* konnte, trotz anfänglicher Schwierigkeiten, dank den großmütigen Stiftungen wohlhabender Frankfurter, wie *Bethmann*, *Brönner* und anderer, schon 1779 seiner Bestimmung übergeben werden. Ja, was dem Stifter verjagt geblieben war, Kinder heranwachsen zu sehen, das konnte dafür seine Stiftung erleben, denn die 1817 gegründete *Naturforschende Gesellschaft* und der 1824 gegründete *Physikalische Verein* sind als solche anzusehen: sie waren nicht nur aus dem Geiste der Stiftung herausgewachsen, sondern bildeten gewissermaßen die Erweiterung dessen, was schon dort in der Anlage vorhanden gewesen war; so ging der *Physikalische Verein* aus dem von *Sendenberg* gegründeten chemischen Laboratorium hervor und die Anlage des *Museums* der *Naturforschenden Gesellschaft* können wir vielleicht in der von *Sendenberg* hinterlassenen Gesteinsammlung sehen. Deshalb trat ihnen beiden auch die Administration der Stiftung das Terrain zu ihren Gebäuden von ihrem eigenen, später (1850) vergrößerten Terrain ab. Die *Naturforschende Gesellschaft* nannte sich sogar nach *Sendenberg*, was natürlich zu beständigen Verwechslungen Veranlassung gibt. Die *Frankfurter* helfen sich in einfacher Weise, indem sie das Ganze mit dem offiziell nicht existierenden Namen *Senckenbergianum* bezeichnen, was ja auch insofern eine gewisse Berechtigung hat, als die verschiedenen Institute sich gegenseitig zu ergänzen und zu unterstützen, also gewissermaßen ein Ganzes zu bilden trachten. Wie sie sich entwickelt haben und sich von einander unterscheiden, das will ich hier

nicht wiederholen, nachdem ich es vor drei Jahren an dieser Stelle schon einmal besprochen habe. Hinsichtlich genauerer Angaben über Sendenbergs Persönlichkeit und über seine Familie verweise ich auf das recht interessante Buch von G. L. Krtzgl über die Brüder Sendenberg, das 1869 hier im Sauerländer'schen Verlag erschienen ist.

Der Zufall will es, daß man zur selben Zeit, in der wir Sendenbergs zweihundertjährigen Geburtstag feiern, das alte Stiftnngsgelände zu verlassen beginnt. Schon stehen an verschiedenen Stellen der Peripherie der Stadt Frankfurt die Gebäude bereit, um die Teile seiner Stiftung und deren Abkömmlinge aufzunehmen. In kurzer Zeit wird der alte Garten, in dem Goethe als neuer Paris seine Abenteuer erlebte, noch bevor ihn Sendenberg mit Heilkräutern bepflanzen, nicht mehr sein, und moderne Wohn- und Geschäftshäuser werden an die Stelle der Stiftungsgebäude treten; ja der Stifter selbst wird es sich gefallen lassen müssen, daß er mit seiner alten Gruft an eine neue Stelle versetzt wird. Aber auch dann wird sein Name immer noch dankbar genannt werden! Es ist trotz des veränderten Ortes nicht zu befürchten, daß seine Stiftung untergehen wird, es ist aber auch zu wünschen, daß sie in seinem Sinne sich immer selbständig erhalte, daß sie allezeit separiert bleibe und niemals vermengt mit Stadtsachen, damit nicht die Gewalt darüber in fremde Hände komme, die den heilsamen Endzweck vereiteln.

## Kinderschub.

Von Dr. med. B. Scholz (Frankfurt).

In Berlin tagte kürzlich der „Bund für Mutter-schub.“ So verschieden die Töne waren, die angeschlagen wurden, leise klang immer ein Hauptthema mit: „Mutter-schub ist Kinderschub.“ Das war wohl am deutlichsten bemerkbar in dem Vortrag des Frankfurter Delegierten, Dr. Spahn, der in den drei Sähen gipfelte:

1. Bei unehelichen Kindern, die dauernd in der Familie der Großeltern verpflegt werden, ist die Sterblichkeit die gleiche, wie bei den ehelichen.

2. Pflegekinder in fremden Familien weisen die doppelte Sterblichkeit auf.

3. Bei Vollwaisen ist die Sterblichkeit eine dreifache. Es zeigen also nur diejenigen unehelichen Kinder eine normale Sterblichkeitsziffer, deren Mütter an der eigenen Familie Halt und Stütze finden. Diese Verhältnisse sind der Arztwelt sei langem bekannt. Schon Neumanns Berliner Tabellen zeigen gleiche Resultate und seitdem ist das Thema — man kann wohl sagen: bis zur Erschöpfung — bearbeitet worden.

Wie kann hier Abhilfe geschaffen werden? Ideale Zustände werden wohl erst eintreten, wenn die Forderung der gesetzlichen Gleichberechtigung des unehelichen Kindes durchdringt. Dann würde die Zahl der unehelichen Geburten sehr erheblich abnehmen, und es würden sehr viel weniger „entehete“ Mädchen im Stiche gelassen werden. Bis dahin ist aber

noch ein weiter Weg! Die Gründe, die einer solchen Entwicklung hinderlich im Wege stehen, sind zum Teil noch dieselben, die den konsequenten Corsen bestimmten, in seinem Code Napoléon den unehelichen Vater vor allen Ansprüchen zu schützen.

Einstweilen müssen wir uns also mit Palliativmaßregeln behelfen. Und was kann da geleistet werden? Der radikalste Weg wäre die Errichtung von Findelhäusern, die den Müttern die Fürsorge für uneheliche Kinder vollkommen abnehmen. Wir sehen dieses System überall bei den Völkern romanischer Sprache. Aber es widerspricht dem Rechtsbewußtsein und dem Rechtsbrauch des deutschen Volkes, das kein höheres Recht kennt, als das Recht der Mutter auf ihr Kind, und das sich mit einem System nicht befreundet kann, das die Mutter dieses Rechtes beraubt. Auch birgt dieses System einen inneren Widerspruch. Der Betrieb eines solchen Findelhauses stößt auf große Schwierigkeiten. Die schauerhafte Statistik Epsteins über die königlich böhmische Landesfindelanstalt, die z. B. für das Jahr 1858 eine Sterblichkeit von 103 Prozent aufweist (es starben nicht nur ebenso viele Kinder, als aufgenommen wurden, sondern von den Ueberlebenden des Vorjahres noch eine große Zahl), beweist wohl zur Genüge, welche Resultate ein solches Heim zeitigt, das sich nicht auf modernen Grundsätzen aufbaut und ohne Ammen arbeitet. So stehen die Findelhäuser vor der paradoxen Frage: Soll man die Kinder ihren natürlichen Ernährern, den Müttern, wegnehmen, um sie für schweres Geld durch Ammen stillen zu lassen?

In Deutschland hat man deshalb andere Bahnen beschritten. Kommunale und private Fürsorge haben die Aufsicht über die unehelichen Kinder übernommen. Die Pflegestellen, die solche Kinder annehmen, werden scharf kontrolliert. Für kranke Säuglinge wurden Krankenhäuser eingerichtet, in denen sie Ammenmilch bekommen können. So sehen wir einen raschen Rückgang der Säuglingssterblichkeit und müssen zugeben: Die Zustände haben sich erheblich gebessert. Es ist namentlich für den kranken Säugling in den meisten Städten gut gesorgt.

Und doch lassen uns alle diese Einrichtungen eine bedenkliche Lücke fühlen: Wohin wenden sich die Mütter, die ihren Säugling selbst nähren wollen, aber durch ihre soziale Lage gezwungen sind, sich ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu erwerben? Führt die durch bezahlte Pflege hervorgerufene Trennung zwischen Mutter und Kind nicht zu einer dauernden Entfremdung, unter der das Kind später zu leiden hat? Und was wird aus den Säuglingen, die nicht krank, aber lebensschwach oder durch falsche Ernährung oder überstandene Krankheit geschädigt sind, die also künstliche Ernährung schlecht vertragen und für das Krankenhaus nicht reif sind? Ist es korrekt, mit der einzig rationalen Ernährung zu warten, bis das Kind krank ist? Stillbräuten allein können hier unmöglich Abhilfe schaffen. Dazu ist die Ueberwachung viel zu schwierig. Eine viel kräftigere Waffe bieten die „Kinderheime“, die allerdings erst in wenigen Städten, z. B. Frankfurt, vorhanden sind. Gerade sie liefern den besten Beweis für die Richtigkeit des Satzes: Mutter-schub ist Kinderschub.

Diese Kinderheime suchen die Säuglingssterblichkeit dadurch

zu bekämpfen, daß sie es den Müttern ermöglichen, sich längere Zeit ausschließlich ihren Kindern zu widmen. Es werden daher Mädchen, die ihrer Entbindung entgegensehen, und Frauen, die zu Hause der nötigen Pflege entbehren müßten, möglichst schon vor der Entbindung in die Anstalt aufgenommen und es wird ihnen dann nach der Entbindung, die also meistens in der Anstalt stattfindet, für einen gewissen Zeitraum (6 Monate) unentgeltlicher Unterstand gewährt. Die Aufnahme solcher Frauen und Mädchen erfolgt, wenn es der Platz erlaubt, schon einige Monate vor der erwarteten Niederkunft. In allen Fällen muß sich die die Aufnahme suchende Person verpflichten, so lange bei ihrem Säugling in der Anstalt zu verbleiben, als dies für dessen Gedeihen notwendig ist. Um für die Einhaltung dieser Bestimmung eine Gewähr zu haben, behält sich die Anstalt vor, von Müttern, die die Anstalt gegen den Wunsch des Arztes vor Ablauf der 6 Monate verlassen, Kostgeld zu erheben, dessen Höhe in umgekehrtem Verhältnis steht zur Dauer des Aufenthaltes. Für die Zeit vor der Niederkunft wird von allen Müttern ein geringes Kostgeld erhoben.

Durch diese Bestimmungen wird zunächst die Ernährung des Säuglings durch die eigene Mutter erreicht. Gleichzeitig besteht aber auch die Möglichkeit, anderen mutterlosen Kindern Muttermilch zukommen zu lassen. So werden in solchen Kinderheimen neben den „Mutterkindern“ noch zahlreiche andere mutterlose Säuglinge verpflegt, die im Notfall Muttermilch bekommen. Für diese Nebenleistung erhalten die Mütter Bezahlung.

Ihren Hauptzweck sehen aber die Kinderheime in der Erreichung des ethischen Zieltes: Erweckung und Befestigung der Mutterliebe.

Die tägliche Erfahrung zeigt, daß die junge uneheliche Mutter sich ihres Säuglings zu entledigen sucht, wenn sie genötigt ist, gleich nach der Entbindung ihrem Verdienst nachzugehen, und besonders dann, wenn sich ihr die Möglichkeit bietet, Ammendienste zu verrichten. Es fällt ihr niemals schwer, gegen das übliche Kostgeld eine Pflegestelle zu finden. Hat sich aber einmal die junge Mutter ihrer Mutterpflicht und den Konsequenzen ihres Fehltrittes entzogen, so wird sie auch die Liebe zu ihrem Kinde, die anfänglich an und für sich nicht stark entwickelt ist, bald verlieren und dessen Dasein nur als eine pecuniäre Last empfinden, die sie abzuschütteln suchen wird.

Gelingt es dagegen, die Mutter nur während der ersten Monate mit ihrem Kinde zusammenzuhalten und sie zum Stillen zu veranlassen, so wird wachsende Mutterliebe die unausbleibliche Folge sein und das Band zwischen Mutter und Kind so gefestigt werden, daß ein ganzliches Preisgeben des Kindes kaum noch zu befürchten ist. Nicht zu unterschätzen ist dabei der gute moralische Einfluß, den der Aufenthalt in der Anstalt, d. h. in guter Umgebung und in geordneten, nicht drückenden Verhältnissen, auf die uneheliche Mutter ausübt.

Indem also solche Anstalten den Müttern Aufnahme und Schutz gewähren, ihnen die Pflege des eigenen Kindes zur

ersten Pflicht machen, schützen sie gleichzeitig die Neugeborenen, deren Gedeihen in erster Linie von der Mutterliebe abhängig ist, für alle Zeiten vor dem Verlassenwerden.

Säugig begegnet man dem Einwande, man fördere den Leichtsinns der Mädchen, wenn man Einrichtungen schaffe, die sie vor den nachteiligen Konsequenzen eines Fehltrittes schützen. Wir glauben, diesen Einwand bereits durch das Gesagte widerlegt zu haben. Es ist klar, daß die Kräftigung einer so edlen Empfindung, wie der Mutterliebe, dem Leichtsinns entgegenwirkt muß. Mit der Mutterliebe verwachsen ist das Gefühl der Verantwortlichkeit, und das erzeugt den Willen, auch fernerhin für das Kind zu sorgen, fleißig zu sein und mit dem Erworbenen hauszuhalten. Weist man dagegen die junge Mutter zurück, zwingt man sie, ihr Kind fremden Leuten anzuvertrauen, bei denen sie es oft wochenlang nicht sieht, so ertötet man geradezu die Mutterliebe, die doch das kräftigste Mittel ist, die Mutter von ferneren Fehlritten abzuhalten.

Dieser Einwurf ist also falsch. Gerade das Gegenteil ist der Fall: Man fördert den Leichtsinns der Mädchen, wenn man sich ihrer in ihrer bedrängten Lage nicht annimmt. Man begeht aber dabei gleichzeitig ein Verbrechen an dem Kinde, das man dem Verkommen preisgibt. Der Tod desselben ist hier nicht einmal die schlimmste Folge. Weit schlimmer ist, daß die Ueberlebenden fast ohne Ausnahme dem körperlichen und moralischen Siechtum verfallen sind.

## Meines Genieleton.

Frankfurt, 27. Februar.

= [Kunst in Frankfurt.] Einen Ueberblick über das Schaffen Graf v. Kaldreuths kann man im Kunstverein gewinnen. Sehen wir ab von den Stücken, in denen er fernliegenden Meistern folgt, um sein Bestes an Breton, Velasquez, jungdeutsche Heimatkünstler des Elbegebiets dranzugeben, sondern wir aus dem bunten Gemisch die Bilder heraus, die am meisten Blut von seinem Blut enthalten, so erscheint noch immer in zwiefacher Gestalt der alemanische Künstler: in den Bildnissen seiner mittleren Zeit und in den feinen Landschaftsstudien kleineren Formates. Er ist so wandlungsfähig, daß ihn auch diese beiden sympathischsten Zweige seiner Kunst in sehr unterschiedlicher Beleuchtung zeigen; die Porträts aus seinem Familienkreise tonig angelegt, in kühlen, matten Farbschlägen, auf zeichnerischer Unterlage; charakteristisch ein flaches kaltes Rosa und Mischungen aus Grau und Braun, voller Reserve im Ton und umso rückwärtsloser im Aufsuchen der Lebensformen, deren unsichere Züge aber fast wie ein notwendiges Korrelat zu diesem Tonssystem erscheinen. In den kleinen Landschaftsstudien geht er ganz im Gegenteil mit der Farbe auseinander; es ist impressionistisches Rezept, aber deutlich intime Empfindung, und daß diese noch so anheimelnd und warm berührt, liegt an dem skizzenhaften Format. Sowie Kaldreuth seine Landschaften in größeren Maßstab überseht, verlieren sie vollständig den Reiz der Stimmung; ja er beherrscht die